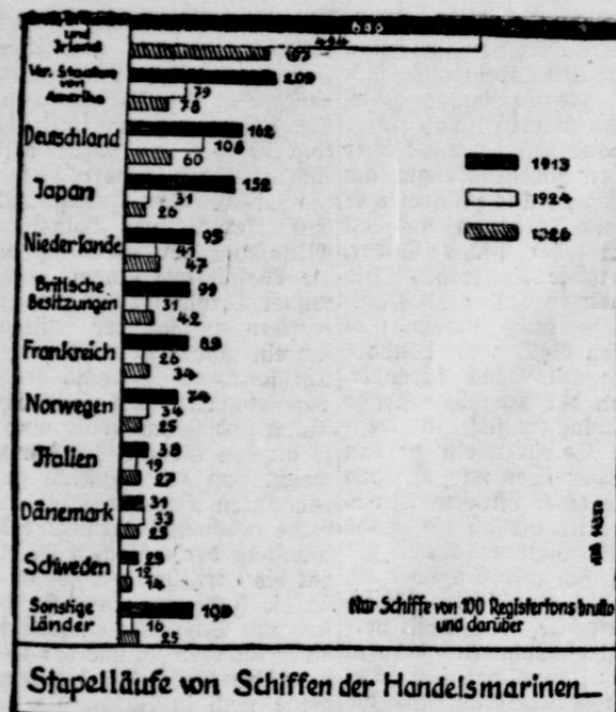




Freunde abtrat. Erst als Josefine Bonaparte gekrönt war, brachte Bonaparte die Blume nach Mailand. Sie blieb auf lange Zeit das ausschließliche „Vorrecht“ der Staatsgärten. Erst als von Japan Chrysanthemen eingeführt wurden, kamen die Blumen allgemein in den Handel, und mit der Entwicklung der Treibhäuser genossen sie ihre heutige Bedeutung.

Mittelalterliche Totenbestattung

Wenig bekannt ist die aus dem Mittelalter überlieferte Gewohnheit, den Sarg eines Verstorbenen nicht durch Türen oder Fenster hinauszutragen, sondern durch eigens zu diesem Zweck geformte Löcher in der Wand. In Italien wiesen früher die Häuser sogar besondere Öffnungen für die Toten auf. Unbedacht wurde die Leiche gewöhnlich bis zum Grabe getragen und manchmal sogar in diesem Zustand eingelassen. In standesgemäßer Bekleidung als Fürst, Ritter, Geistlicher, Bauer oder Bürger trat der Tote seine Reise ins Jenseits an. Die Wärmor- oder Metallfärge vornehmer Toten zeigten bisweilen statt der gewöhnlichen rechteckigen eine hausartige Form.

Fakire und ihre Kunststücke

Dass die uns oft übernatürlich erscheinenden Fähigkeiten der Fakire nichts anderes sind als geschickte Kunststücke, zeigt ein kürzlich bei Albin Michel in Paris erschienenes Buch: „Medium, Fakir und Taschenspieler.“ Da liegt vor uns ein Fakir auf einem mit Nägeln gesägten Brett. Unsere Empfindung ist, daß die Spigen in sein Fleisch eindringen und ihm gräßliche Schmerzen verursachen müssen. Nichts von dem! Wie die nähere Untersuchung des Nagelbrettes ergibt, sind die Spigen abgestumpft und die Nägel stehen so nahe aneinander, daß wir auch nicht den geringsten Schmerz verspüren noch irgendwas verlesen, falls wir die Hand stark darauf pressen. Oder der Fakir steigt in ein mit Glaskugeln gefülltes Faß, das zugenagelt und dann hin und her gewirrt wird. Alle Zuschauer erwarten beim Wiederöffnen einen blutenden und fürchterlich zugewundenen Körper zu sehen. Aber heil und unverletzt steht der Fakir da. Die Erklärung hierfür ist wieder sehr einfach. Wenn das Faß genau nagelet ist, hemmt sich der Mann mit Armen und Füßen gegen Deckel und Boden; stellt man nun das Faß, so bildet er eine zwischen den Glaskugeln schwimmende Kugel und kommt mit ihnen gar nicht in Berührung, da die Kugeln infolge der schnellen Drehung sich nicht bewegen können. — Das Durchsteichen von Armen, Hals und Rücken ist ein Kinderspiel für den geschickten Fakir, so schmerzhaft es auch erscheinen mag. In Wirklichkeit durchdringt er nämlich nur die mit den Fingern angehobene elastische Haut, so daß er weder Schmerz empfindet noch blutet. — Die meisten Fakire behaupten, unempfindlich gegen Feuer zu sein. Zum Beweis streichen sie mit glühenden Eisen über Arme und Beine. Ihr ganzes Geheimnis besteht darin, daß sie eine Lösung von Seife und Alaun in die Haut reiben und dadurch eine Schutzschicht erzeugen. Eine nähere Untersuchung wird jedesmal ergeben, daß ein Fakirexperiment, so unglaublich es auch erscheinen mag, keine ganz natürliche Erklärung findet. Am besten bewies dies vor einigen Jahren ein Artist in einem Pariser Varietee. Der jedes von einem Fakir vorgeführte Kunststück sofort nachahmen konnte.

Von den tiefsten Stellen unserer Kontinente

Von Rudolf Hundt.

Sehr alt ist der Streit der berufenen Wissenschaftler, ob die Festländer und die Weltmeere seit Anbeginn der Welt oder zu einer späteren Zeit entstanden sind. Heute glaubt man an Beständigkeit der Kontinente und Ozeane. Die Umrisse und Kerne sind im großen und ganzen beständig, aber wandelbar ist das Relief der Erde, vielleicht auch des Meeresbodens. Mit den Gebirgen und ihren Schichtungen beschäftigt man sich öfter, aber nicht sehr bekannt sind die Stellen unserer Kontinente, die tiefer als der Meeresspiegel liegen. In Asien befindet sich die sogenannte kaspiische Depression. Sie umfaßt 738 000 Quadratkilometer. Davon entfallen 438 000 Quadratkilometer auf den Kaspischen See, dessen Spiegel 26 Meter unter dem Meeresspiegel liegt. Auf die von Menschen bewohnte Depression kommen immer noch 298 000 Quadratkilometer. Das ist ein Stück Oberfläche so groß wie Preußen. Zum Jordangraben in Palästina gehören zwei Depressionen: das Tote Meer (— 394 Meter) und der See Genezareth (— 208). Der Boden des Toten Meeres liegt 793 Meter, des Kaspischen Sees 927 Meter und des Baikalsees 1313 Meter unter dem Meeresspiegel. Oftmals ruht die Tiefe eines Sees unter dem Meeresspiegel, so im Lugerner See, Lago Maggiore, Comersee, Garbafsee, der 3. V. nur 65 Meter noch liegt, aber dafür 349 tief ist. In Westafrika liegt die Depression des Lu-

schner Beckens. Der an der tiefsten Stelle sich ausdehnende Salzsee liegt 130 Meter unter dem Meeresspiegel. Auch in Mesopotamien kennt man unter Gubb-al-Abata eine solche Senke. In Nordafrika liegen als „Schotts“ in Algerien und Tunesien solche Depressionen, deren einzelne Teile im Schott Melghio 21 Meter, im Schott Ghaoza 21 und im Schott Djerid 16 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegen. Man schätzt das gesamte Depressionsgebiet Nordafrikas auf 10 000 Quadratkilometer. Auch manche Natronseen und Oasen der Libyschen Wüste gehören zu den Senkungen. Tief liegt der Spiegel des Assal-Sees (— 174 Meter) in der Senke (— 60 Meter), die zwischen der Tadjura-Bucht am Golf von Aden und dem Reich des Negus mitten durch Französisch-Somaliland hindurchzieht. Die Senke umfaßt gegen 2000 Quadratkilometer. Amerika kennt 84 Meter unter dem Meeresspiegel die Depression „Tobatal“ östlich von Los Angeles in der Mohave-Wüste. Auch in der Colorado-Wüste liegt als Saltonsee (— 80 Meter) eine Depression. Auf Haiti liegt in der Laguna Enriquilla eine Senke, die 34 Meter unter dem Meeresspiegel reicht. Australien weist im Eyra-See eine unbedeutende Depression auf.

Ungewöhnliche Geschosse

Eine eigenartige „Schlacht“ fand vor einiger Tagen im östlichen Tunis zwischen Einwohnern der nordafrikanischen Küste und einer Gruppe geisterräter Amerikaner statt. Der amerikanische Dampfer „Mile“ erlitt Schiffsbruch, indem er auf eine kleine Felsklippe in der Nähe von Cap Bon aufstieß. Man ließ Leuchtsignale und Raketen steigen, um Hilfe herbeizurufen, doch der einzige Erfolg war, daß sich ein Trupp von etwa einem Dutzend Kufiten einfand, welche versuchten, die Seeleute ins Innere zu locken, offenbar, um dann das Schiff zu plündern. Die Eingeborenen schienen von der Kultur noch wenig berührt zu sein, denn als einer von ihnen einen im Wasser treibenden Sandkoffer fand, nahm er die darin enthaltenen Kleider zwar an sich, warf aber ein dickes Bündel amerikanischer Banknoten verächtlich fort, da er mit ihnen wohl nichts anfangen konnte. Die Besatzung des Dampfers, die während der Nacht wegen der gefährdeten Lage ihres Schiffes am Land gegangen war, kehrte bei Tagesanbruch am Bord zurück. Als die Eingeborenen dies merkten, hielten sie sich, wohl in der Befürchtung, daß ihnen ihre Beute entgehen könnte, auf das Schiff und suchten dessen Deck mit Hilfe herabhangender Trossen zu erklimmen. Die Besatzung erwachte sich jedoch des Angriffs. Mit zufällig bereit liegenden . . . Kugeln und Apfelsinen eröffnete sie ein so heftiges „Feuer“ auf die Angreifer, daß deren Ansturm kläglich scheiterte und die Eingeborenen, das Nutzlose ihrer Bemühungen einsehend, sich alsbald ins Innere des Landes zurückzogen. Die „Mile“ wurde bald darauf von einem drahtlos herbeigerufenen Dampfer abgeholt und mit samt ihrer tapferen Besatzung in Sicherheit gebracht.

Wundbehandlung im Altertum

Schon bei den alten Polynesiern gab es recht geschickte Wundärzte; sie behandelten Fieber durch Kräuter, heilten kunstgerecht Knochenbrüche und verbande sich sogar auf Schädeloperationen. In einem solchen Falle wurde der zerplatzte Knochen entfernt, der Rand der Wunde gereinigt, ein Stück Kokosnussschale sauber eingeseigt und endlich die Kopfhaut sorgfältig darüber gezogen. — Die Polynesiern waren nicht die einzigen, die sich auf diese Art von Operationen verstanden. Ähnliches finden wir an nicht weniger als sechzig Schädeln aus der Steinzeit in verschiedenen französischen Museen. Als die Menschen noch mit Reule und Axt kämpften, kamen Kopfverwundungen so häufig vor, daß man schon damals bei Schädeloperationen ein erstaunliches Maß von Geschicklichkeit erlangte. — In der Wundbehandlung erwarben sich die Maas in Mittelamerika frühzeitig eine gewisse Fertigkeit; sie benutzten als Zahnersatz eine Gesteinsart, die sie in den Rindböden festhängend anzubringen wußten. In Italien erlebten die alten Etrusker verlorene Zähne durch diejenigen von Tieren, und die Römer des fünften Jahrhunderts v. Chr. sprachen in ihrem Zwillingsgesetz von „Zähnen, die durch Gold miteinander verbunden“ sind.

Verantwortlich: H. Seimelmann. Altena. Druck und Verlag: P. A. Sang, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 45 Donnerstag, 17. November 1927

Alte Gasthof-Namen

Von Bertha Witt.

Es liegt ein auffälliger Unterschied in den Gasthofnamen von einst und heute, der darauf hingudeuten scheint, daß auch hier eine gewaltige, aber beständige Modernisierung vorliegt, richtiger vielleicht sogar Kulturwandlung. Statt des anheimelnden „Zur Post“, „Zur Linde“, „Zum grünen Kranz“, erscheinen heute Namen wie Royal, Continental, Terminus, die oft ebenso undeutlich wie sinnlos sind. Die uralte Sitte, Gasthöfe durch Namen zu bezeichnen, hat sich bewahrt, obwohl sie einem ganz einfachen, heute nicht mehr vorliegenden Anschauungsgegenstande entsprang, der zu meist auch den Ruf des Hauses in sich faßt, ist für die neue Zeit unentbehrlich geblieben. Das Gasthausgewerbe hat seinen eigentlichen Ursprung im Mittelalter, im Aufblühen des Handels, des Bürgerturns und der Städte; damals entsprang es jenem schon vorhandenen primitiven Herbergswesen, das an sich durch die Pilgerzüge hervorgerufen war. Nicht immer fand der Pilger ein gestiftetes Kloster zur nächtlichen Rast; so entstanden Herbergen; der Handel benötigte sie, und mit seiner Ausdehnung wurde der Bedarf nach solchen Unterhaltungsstätten größer. In den Städten begannen Handelsreisende des Lebensmittelerwerbes, wie die Bäcker, Fleischer, Brauer, reisende Gäste aufzunehmen, und um ihnen ihr Haus heimlich zu machen, hängten sie irgend ein ihrem Gewerbe entsprechendes Zeichen über die Tür, das weniger ein Aushängeschild als ein Erkennungszeichen und Ersatz für die früher nicht üblichen Hausnummern. So entstanden Bezeichnungen wie „Zum Bäcker“, „Zum Krug“, „Zum roten Ochsen“, „Zur Kanne“. Noch heute sind sie in kleinen alten Städten zu finden. Bald wurde das Geschäft umfangreicher und dehnte sich zu einem selbständigen Gewerbe aus. Nach dem bewährten Muster galt es nun, auch den neu entstandenen selbständigen Gasthäusern ein Zeichen und damit einen Namen zu geben. Oft wurde die Lage maßgebend: „Zum Schlagbaum“, „Zur Linde“, „Zum grünen Baum“. War das Haus für hohe Gäste berechnet, so wählte man entsprechende hochklingende Namen, wie „Zum Römischen Kaiser“, „Zum König von England“. Willkürlich gewählt waren besondere Zeichen wie „Zum Stern“, „Zur Sonne“, „Zum Goldenen Kreuz“, „Zum schwarzen Bären“, „Zu den drei Königen“ oder „Drei Wahren“; von den letzteren gab es eine ganze Reihe, das berühmteste — in Augsburg — besteht noch heute. Wunders Haus zeigte den „grünen Kranz“ oder ein paar stattliche Hirsche, die den Vorhang an seiner Front und hieß dann „Zum Hirsch“. — „Zu den drei Hirschen“. Oder aber man wählte das Landeswappen oder sonst ein Wappen; daher „Goldener Adler“, „Weißes Roß“, „Zum Greifen“ und „Zum Wilden Mann“. Als die Post am Ausgang des Mittelalters eine allgemeine Verkehrsrichtung wurde, entstanden in Verbindung mit den großen Poststationen neue Gasthäuser mit den Namen „Zur Post“, „Alte Post“, „Posthorn“. Oft bevorzugten Angehörige eines Staates aus irgend einem Grunde ein bestimmtes Gasthaus das ihnen zu Ehren den Namen „Rustfischer“ — „Engländer“ — „Preussischer Hof“ annahm; dies fand dann auch dort Nachahmung, wo es, wie in kleinen Städten, schwerlich angebracht war. Nicht selten auch unterhielten Städte an anderen Plätzen eigene Gasthäuser für ihre Reisenden wie Hamburg, das seit dem 15. Jahrhundert auf dem Ringenberg in Alstedde die Hamburger Herberge betrieb; aus ihr ging später das noch heute bestehende „Hotel Stadt-

Hamburg“ hervor, ebenso hatte Hamburg in Stade ein eigenes Gasthaus. So war die Veranlassung zu dem Namen „Stadt so und so“ gegeben, der dann weiterhin auch ohne ähnliche Voraussetzung beliebt wurde. So vielseitig nun im Laufe der Jahrhunderte die Bezeichnungen, die jetzt eigentlich nur noch ein sinnbildliches Aushängeschild darstellen, geworden waren, so hatte sich doch der einfache Name „Gasthaus“ erhalten. Erst mit der Eisenbahn, die einen ungeheuren Zuwachs des Reiseverkehrs mit sich brachte, kam die Benennung „Hotel“ auf. Des Wort wurde früher in Paris für die Stadthausungen des Adels, die Befandtschaftspaläste gebraucht; jetzt übertrug man es auf die Gasthäuser, die sich in großzügiger Weise der modernen Entwicklung anpassen deuten. Die ersten großzügigen Unternehmungen dieser Art mit Hunderten von Räumen entstanden um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Zu ihnen gehörten die alten biedereren Bezeichnungen nicht mehr; an deren Stelle traten oft sehr nichtssagende Namen. Aber diese angenehmen Aufenthaltsorte bieten heute ebenso wie noch viele alte bekannte Gaststätten jedem Reisenden nach Bedürfnis und Geschmack, was er sucht. So finden unzählige Menschen in diesen Häusern mit ihren biedereren oder hochtönen Namen freundliche Stätten fröhlichen Aufenthalts, wo sie bei gutem Mahl und Trank die vorübergehende Heimatlosigkeit in fremdem Ort leicht vergessen oder nach gelassener Arbeit schone, oft unvergeßliche Stunden angenehmer Gesellschaft erleben können. Daher ist auch gerade in Deutschland das Gasthaus so beliebt und so hoch entwickelt, wie in nur wenigen anderen Ländern der Welt.

Totenbräuche in den verschiedensten Zeiten

Von Albin Michel.

Die Totenbräuche um die Toten waren immer recht verschieden und zwar nicht allein bei den einzelnen Völkern, sondern auch in den verschiedensten Zeiten. Dabei kann zunächst kaum unterschieden werden, welche Art der Totenbestattung die ältere ist, die Erdbestattung oder die Feuerbestattung. In Asien z. B. gab es immer Völker, die ihre Toten verbrannten, und andere, die die Verstorbenen begruben. Bei den Buddhisten ist das Verbrennen unbekannt, die Parzen legen die Leichname ihrer Angehörigen noch immer auf die „Türme des Schweigens“, wo sie dann den Raubvögeln preisgegeben sind. Auch im alten Amerika bestand die Leichenverbrennung und die Erdbestattung nebeneinander. Bei den meisten Indianerstämmen war die Erdbestattung üblich; die Bewohner des alten Mexiko aber verbrannten ihre Leichen. Bei den alten Griechen und Römern wurden zum mindesten die Vornehmsten meist verbrannt, dagegen war wiederum die Leichenverbrennung bei den alten Ägyptern unbekannt. So verschieden die Totenbräuche aber auch in den verschiedensten Zeiten und bei den einzelnen Völkern gewesen sein mögen, bis weit in die christliche Zeit hinein waren überall die Totenklage und das Totenmahl anzutreffen. Wie noch heute bei den Naturvölkern jeder Tote das Recht auf die Totenklage hat, so war es auch bei den Völkern, die sich im alten Ägypten zu großen Staaten zusammengeschlossen hatten, bei den alten Ägyptern bei den Griechen und Römern. Ebenso war sie bei den

Juden und Urchristen noch üblich. Erst als später die Kirchenväter ernstlich dagegen einschritten und die Ausschreitungen, die bei der Totenklage auch unter den Christen noch vorkamen, als heidnische Gebräuche hinstellten, kam die laute Totenklage im Christentum ab. Noch heute gibt es Naturvölker, die bei der Klage um einen Toten in eine wilde Raserei verfallen, sich dabei verstümmeln oder sogar Selbstmord verüben. Auch bei den Christen in Rom kamen bei der Totenklage zunächst noch Selbstverstümmelungen vor, doch hatte sich diese bei Juden, Griechen und Römern schon merklich gemindert. Sie war zu einer genau abgesetzten Zeremonie geworden, bei der gemessene Klagen, Musikanten, Fackelträger und Stäupspieler mitwirkten. Starb in Rom ein Großer und Reicher, so war es sogar üblich, daß längst verstorbene Angehörige bei der Totenklage mitwirkten. Diese verstorbene Angehörigen wurden von Schulspielern mit Masken dargestellt. Bei den anderen alten Völkern war das Begräbnis eine Priorangelegenheit, im alten heidnischen Rom war es in gewissem Sinne eine Staatsangelegenheit. Zunächst durfte außer den Triumpfhäusern und den Vestalinnen niemand in der Stadt selbst begraben werden. Zwar konnte außerhalb der Stadtgrenze jeder einen Toten begraben, wo er wollte, jeder Todesfall mußte jedoch im Tempel der Venus gemeldet werden; dann wurde die Leiche von den Schläfen des Tempelhüters hinausgebracht an die angegebene Begräbnisstätte. Aus der Totenklage wurde dann die Leichenrede. Bei dem Tode eines Großen wurde dazu im alten Rom oft ein von der Regierung bestimmter Redner aufgestellt. Bei den Christen übernahm nachher das Amt der Presbyter, der Vorsteher der christlichen Gemeinde. Längere Zeit hindurch durften im alten Rom nur die Vornehmen am Tage beerdigt werden, tote Sklaven und Verordnete aus der armen Bevölkerung mußten des Nachts begraben werden, damit nicht durch die Totenklagen der Tempeldienst gestört wurde. Auch das Totenmahl ist bei allen Völkern und zu allen Zeiten anzutreffen gewesen. Bei Naturvölkern ist es noch heute Brauch, daß bei einem Totenmahl die letzten Worte aufgezählt werden, und Totenmahl zu Ehren der Verstorbenen gab es auch bei den Griechen und Römern. Sie haben sich bei den Christen erhalten und sind in abgelegenen bäuerlichen Gegenden heute noch nicht verschwunden. Noch ein anderer Brauch läßt sich durch alle Zeiten verfolgen, der, den Toten ein paar Gegenstände als Weggehung mitzugeben. Bei den alten barbarischen Völkern wurden oft Frauen und Sklaven für den Toten geopfert, damit sie den Verstorbenen auch noch im Jenseits dienen konnten, auf höheren Kulturstufen sind es meistens nur noch ein paar Geldmünzen, die man mit ins Grab legt. Im alten Griechenland gab man den Toten Geldstücke mit, damit sie Charon, den Fährmann, bezahlen können, in Polen erhalten die Toten Geldstücke ins Grab, damit sie die Ueberlebenden nicht mit bösen Träumen plagen, bei den Russen heißt es im Volksglauben, daß ein Toter, der Geld mitbringt, bei Gott gut angekommen ist, bei den Letten und Esten besagt der Volksglaube, daß die Toten auf der weiten Reise ins Jenseits einen Zehrpennig brauchen, in Ungarn heißt es sogar, daß auch ein Toter Geld nötig habe, weil er den Teufel bezahlen müsse, und wiederum in anderen Gegenden heißt es, bei manchen slavischen Völkern, daß der Tote Geld braucht, um den Bräutigam zum Himmel bezahlen zu können. Sehr früh kam auch der Brauch auf, das Grab Verstorbenen mit Blumen und Kränzen zu schmücken. Im heidnischen Rom erhielten



aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

aus dem In...

die Toten besondere Kränze um das Haupt gewunden. Dieser Brauch war dann den Christen von den Römern vererbt worden. In bestimmten Tagen nach dem Tode mußten bei den alten Völkern Totenopfer dargebracht werden, so bei den Griechen am dritten, am sechsten und am dreißigsten Tage. Ähnlich war dies bei den Römern; diese hatten außerdem schon eine Art Totenfest zur Erinnerung an die Verstorbenen, das in den Monat Februar fiel. Das ist nur ein kleiner Teil der Totenbräuche, die in den verschiedensten Zeiten zu beobachten waren.

Zitronen bei Begräbnissen

Von Dr. Siegfried Sieber - Aue.

In Gustav Freytags „Soll und Haben“ fühlt der alte Auflader Sturm sein letztes Stündlein nahen und meint, die andern Auflader sollten ihre Zitronen in die Hände nehmen. Und in Büchners fest berühmtem genordem Bruchstück „Wozzeck“ sagt der Hauptmann, als der Doktor seinen Tod ankündigt: „Ich sehe schon die Leute mit den Zitronen in den Händen.“ Diese für uns kaum noch verständlichen Anspielungen deuten auf einen ehemals in ganz Deutschland verbreiteten Begräbnisbrauch. Hier und dort ist er noch lebendig, aber meist dürfte er im Kriege oder der Nachkriegszeit „zu Grabe getragen“ worden sein.

Bis vor kurzem war es in Bitterfeld und in Dommitzsch an der Elbe üblich, dem Pastor und dem Kantor Zitronen zu geben, die sie auf dem Weg zum Grabe und während der Beerdigung in der Hand halten mußten. In Annaberg im Erzgebirge wurden bis vor etwa fünfzig Jahren bei vornehmen Leichen Zitronen oder als Ersatz Brezeln in den Händen zur Schau getragen, angeblich als Hindeutung auf die Auferstehung. In die Hand des Toten legte man bis 1870 eine Zitrone mit hineingesteckten Nadeln, die Anker, Kreuz und Herz als Symbole für Glaube, Liebe und Hoffnung nachbildeten. In anderen Orten Sachsens kam die Zitrone unter das Kinn des Leichnams, angeblich, um das gefährdete Schmaßen des Toten zu verhindern. Auch erhielt die Totenfrau für jede Leiche, die sie betete, eine Zitrone. Bismarck hielt man wohl den Sterbenden Zitronen unter die Nase, um zu prüfen, ob der Tod schon eingetreten sei.

Der Brauch, daß Träger und Schulmeister beim Begräbnis Zitronen trugen, läßt sich 1782 in Solingen nachweisen. In Vennep, Barmen, Herford und Hannover hielt er sich bis zur Einführung des Leichenwagens um 1860. In Mettern (Schleswig) verwendeten noch 1877 die Träger ihre acht Zitronen nach altem Herkommen zum Abschiedspunkt beim Leichenabzug. In Mittelsachsen dagegen warfen sie die fremden Früchte mit ins Grab. Besonders zahlreich sind die Begräbnisberichte der Handwerker an solchen Sitten fest. Bei den Hamburger Zimmergehilfen gab es bis 1866 folgende Art von Leichenbegängnis: Alle Gesellen, fremde wie einheimische, folgten dem Sarge, indem sie ihre Winkelheften, die durch Holzlatten auf 1½ bis zwei Meter verlängert waren, über der Schulter trugen. Auf die Spitzen hatten sie Zitronen gesteckt, schwarzweiß gestreifte Bänder hingen herunter, beim langsamem Vorwärtsschreiten schaukelten die Zitronen über den Köpfen. Die Bändergeißeln zu Hannover führten ebendieses die vier Schimmel, die den Leichenwagen zogen, und trugen in den freien Händen Zitronen, die sie als Symbole des bittersüßen Leidens und Sterbens deuteten. In Junftrudungen der Dresdener Schuhmacher vom Ende des 18. Jahrhunderts findet man Posten wie: 2 Taler 20 Groschen für 34 Zitronen, womit die Gesellen zur Leiche gingen. Rüd und Söhnen, die verdienstvollen Erforscher ländlicher Bräuche, erzählen, daß bei Begräbnissen auch Organiß und Fischer mit Zitronen bedacht wurden. Im Baden freilich trugen arme Leute statt dessen Rosmarin.

Derselbe alte Sitten erregten schon zur Zeit der Aufklärung Ablehnung oder gar Spott. So höhnt der geistreiche Satiriker Lichtenberg, bei hoher Trauer seien schwarzgebeizte Zitronen zu empfehlen. Ein altes Trinklied singt: „Beim Sarge laßt es nur bewenden, — Legt mich nur in ein rheinisch Faß! — Statt der Zitronen in den Händen — Reicht mir ein volles Deckelglas!“ Ungemein schwierig ist es, die Herkunft dieses seltsamen Brauches aufzuklären. Ramen die Zitronenbräuche doch erst im 10. Jahrhundert durch die Araber nach Europa. Aber schon der Grabstein der Jüdin Jitana in Rom, der aus den ersten christlichen Jahrhunderten stammt, zeigt einen Citrusapfel, und in der jü-

dischen Geschichte des Flavius Josephus wird einmal ein jüdischer Priester, der sich mißliebig gemacht hat, mit Zitronen beworfen. Es scheinen also frühe jüdische Einflüsse vorzuliegen. Tatsächlich kommt in Heines Rabbi von Bacharach die Zitrone als Behebungsmittel für Ohnmächtige in der Frankfurter Synagoge vor, und statt des zum Osterfest üblichen Granatapfels sollen arme russische Juden Apfelsinen oder Zitronen in den Händen tragen. Ist so die Herkunft aus jüdischen Bräuchen wahrscheinlich, so begegnen uns vielerlei Erklärungen für die symbolische Bedeutung des Citrusapfels. Bald soll die säunismidrigen Eigenschaften und der starke Geruch die Zitrone bei Begräbnissen nötig gemacht haben; bald heißt es, das aromatische Belebende und Erquickende der Zitrone erhöhe sie zum Symbol des Lebens. Sie schütze gegen das Lebensfeindliche und verhüte Vergewerung. Die indische Witwe, die sich mit ihrem verstorbenen Gatten verbrennen läßt, trägt auf dem Gang zum Scherhaufen eine Zitrone als Sinnbild des künftigen Zusammenlebens mit dem Gatten. Vielerorts sagt man, das Zitronentragen sei in Pestzeiten aufgekommen, und in der Tat schützten alle Völker die Zitrone als antiseptisches Mittel gegen Schlangenbiß und Pest.

Auffällig ist, daß die Zitrone auch als Symbol der Unschuld zu gelten scheint; denn die Raumburger Kinder, die im Jahre 1432 den Hussiten Brokop um Gnade anflehten, trugen in der Rechten Zitronen, in der linken Hand grüne Zweige. Desgleichen gingen in katholischen Gegenden die Kinder mit Zitronen in den Händen zur Erstkommunion. So scheint diese Frucht immer mehr in die Feste und Bräuche des deutschen Volkes eingedrungen zu sein, denn wir begegnen ihr auch bei Schützenfesten, z. B. in Schleswig, wo die Schützengilde zu Krumpe beim Umzug auf dem Markt das altzeitliche Fahnenjuchwehen abhielt. Der Fähnrich mußte am Schluß des Fahnenjuchwehens die Fahne in die Luft werfen und mit dem Degen mittlerweile eine ebenfalls hochgenommene Zitrone aufspießen. Bei dem Freiburger Schützenfest des Jahres 1878 überreichte man für jeden Span oder Treffer dem glücklichen Schützen eine Zitrone. Auch bei dem festlichen Umzug der deutschen Ritterschwestern in Gens 1750 wurden Zitronen mitgeführt, und als die Bamberger Schirmherren 1732 ihren lustigen Herbergsweg hielten, trugen sie auf vergoldeten hölzernen Zirkeln die merkwürdigen gelben Früchte mit. Selbst beim ländlichen Fasching im Egerlande heißt die Zitrone wieder: Die Fähnriche im Burgenfasching zu Lichtentstätt und Görgl bei Karlsbad trugen sie mit Blättern auf dem Zylinder, dazu im Knopfloch des Frackes Rosmarin. In der Lausitz, in Danzig und Odenburg verwendet man Zitronen bei Hochzeitsfesten als Symbole der Fruchtbarkeit. Endlich sei daran erinnert, daß der Schweinskopf, wenn er recht lecher vorgebracht werden soll, eine Zitrone ins Maul bekommt, wie das nicht allein auf lustigen Bildern zu sehen, sondern auch in Fritz Reuters Dörchläuchting zu lesen ist.

Das Totenfest der Südslawen

Im November liegen die Tage der Toten: Allerheiligen und Totensonntag. Wenn diese Tage der Trauer bei uns schmucklos begangen werden, nur zur Erinnerung an die Verstorbenen, so finden gerade Totenfest und Trauertage bei vielen anderen Völkern die Ursache, altüberlieferte Gebräuche aufleben zu lassen. Im Verlage Paul Arndt, Dresden, der dem deutschen Büchermarkt in den letzten Jahren so viele wertvolle Werke geliefert hat, ist gerade jetzt ein interessantes Buch: „Die Sitten der Südslawen“ erschienen, eine außerordentlich tiefgründende Studie, von Jasna Belovic reich illustriert und Einblick gebend in Sitten und Gebräuche eines Volkes, mit dem wir während des Weltkrieges in so enge Berührung gekommen sind. Es ist bei der gründlichen Schilderung aller Eigenheiten der Südslawen selbstverständlich, daß der Autor auch der Gebräuche bei Totenfesten gedenken mußte. Und diese interessieren gerade heute.

Die Totenklage ist bei den Südslawen ein fortwährender Teil eines alten, unter den indogermanischen Stämmen weitverbreiteten rituellen Brauches, dessen tiefere psychologische Wurzeln einerseits zu suchen sind in der Furcht der Hinterbliebenen vor dem Zorn der Seele des Verstorbenen und dem damit verbundenen Bestreben, die Seele sanft und freundlich zu stimmen, auf daß sie den Hinterbliebenen keinen Schaden zufüge; denn im Glauben des primitiven Menschen sind die Seelen der Verstorbenen manchmal gar bössartige Wesen. Anderer-

seits ist sie in dem Drange des einfachen Menschen zu jucken, seine Trauer über den Tod eines lieben Angehörigen durch einen einzigen Akt lauter heftiger Klage ein für allemal zu entladen. Sie ist ein tief zu unterst an einem großen Baume verborgenes blühendes Zweiglein, dessen tagender, weithin leuchtender Wipfel das antike und moderne Trauerspiel ist. Die Totenklage ist demnach das wichtigste Moment eines Totenfestes.

Das Totenfest wird bei den Serben nicht in Kirchen oder Grüften gefeiert, sondern auf dem Grabe selbst, im Freien. Alljährlich werden dazu Gäste eingeladen. Das ist der „Bomen“ nach alter Sitte. Man versammelt sich beim Grabdenkmal, wo der Festgeber Speise und Trank (Panjija, Koljivo) darbietet und alle Anwesenden große Weiskehen in den Händen halten. Eine große Schüssel Weizenkörner in Zucker gekocht speisen alle gemeinschaftlich. Man verbeugt sich vor dem Grabe, betet, und auch ein Priester ist eingeladen, um Weibrauch zu spenden. Man plaudert, man singt Klagelieder, und in sehr alten Zeiten führte man auch den Kolorenschmelz auf. Auf den alten Bogumilengrabern sieht man solche Tänze in Stein abgebildet. Das „kolonopako“ ist hier als ganz besonderes Andenken abgebildet: immer der Weizenkörner, die Panjija oder Koljivo heißt, und die auch beim Sippenfeste gemeinschaftlich genossen wird. Es ist die ur-eigene Totenpeise. Am Tage des St. Gama feiern das ganze Land und alle Schulen ein großartiges Totenfest mit gemeinamem Totenmahle der Lehrer und Schüler, der schon herausgeputzten Panjijafischel.

Es geschieht alles aus dem Gefühl der Liebe und Verehrung für die „Ruhigen“, und kein Gedanke der Furcht und Trauer hat je Raum in den Herzen der Angehörigen, wenn sie vom Totenfest heimkehren. Auch bei den Südslawen wird nämlich die Wiederkehr der Verstorbenen gefürchtet: der Vampirismus! Bemerkenswert ist jeder, der ohne Angehörige und Freunde stirbt, die auf sein Grab keine Pflanzen setzen werden, wohnen seine Seele als an ihren Urmohort heimkehren könnte, um später sich ihnen nur in Träumen zu offenbaren. Bei den serbisch-orthodoxen Christen blieb dieser uralte Totenkult bis heute erhalten, während ihn die römisch-katholischen Priester weggeschleichen. „In uns leben alle unsere Toten!“ hat viel früher als Gustave le Bon ein alter Bogumile gesagt.

Eine Art Totenfest ist auch im Gewohnheitsrechte der Südslawen zu finden. Es findet angedacht des blutigen Hemdes eines im Streite Erschlagenen statt. Wenn diese Mißtat nicht sofort gerächt werden kann, so hebt die ungerächte Sippe das blutige Hemd des Toten wie ein Heiligtum bis zu einem günstigen Moment der Heimzahlung auf, „weil, wer sich nicht rächt, der Seligkeit nicht teilhaftig wird.“ Blut um Blut, so will es die Volksweisheit. Es geschieht trotzdem manchmal, daß man dem feinde Verzeihung gewährt, aber dazu müssen sich die gesamten Familien der beiden Feinde einverstanden erklären, ja oft das ganze Dorf, das nicht selten nur eine Sippe bildet. Ein besonders feierlicher Akt dieser Veröhnung ist uns aus uralten Traditionen bekannt und hat seine eigene Zeremonie.

Die beiden feindlichen Stämme kommen auf einem freien Platz in der Nähe der Wohnung des Nachgeschulbigen zusammen. An den Balken des Hauses hängt das blutige Hemd des Nachgeschulbigen weit sichtbar. Nun erwählt man aus der Familie des Gegners zwölf junge Weiber mit Säuglingen an der Brust, und diese müssen auf den Knien — die Säuglinge hoch zum Himmel emporhebend — aus einer gewissen Entfernung bis zu dem Hemde rutschen und so laut klagend Abbitte leisten. Ist das geschehen, dann verhandeln die ältesten Männer der beiden Familien über Geldentschädigung für den Toten und über andere Sühne, die zu leisten ist. Erst nach allen diesen Genugtuungen feiern man definitiv und festlich den Frieden mit Kolotanz, Speise und Trank, und das blutige Hemd verliert sein schauerliches Moment.

Totenfeste sind nicht immer so voll Grauen. Das „Badnje vee“ (Weihnachtsabend) ist bei den Südslawen eigentlich auch ein Totenfest. An diesem Abend bereitet man ein Mahl für die Seelen der Verstorbenen und gibt ihnen Gelegenheit, sich zu erwärmen. So hielten es die alten slawischen „Dobri“ (Mittelalterliche), so hält man es auch heute. Die Bräuche dieses heiligen Abends haben einen Totencharakter und erinnern an die Bräuche bei Seelenfesten überhaupt. Sogar der Name „Badnje vee“ — „Badnjak“ stammt vom Zeitwort „biti“ — „Totenmachen halten. Die Speisen, die man an dem Abend verzehrt: Kisse, Boh-

nen, Honig, Fisch, haben alle den äthionischen Charakter und gelten den Seelen der Toten. Die Vorkehrungen, wo und wie man sie verzehren soll, sind die gleichen wie bei anderen Totenfesten. Beim Mahl des heiligen Abends muß das ganze Hausgesinde anwesend sein, während des Essens darf niemand sich früher erheben, sondern es stehen alle zu gleicher Zeit auf, sobald das Mahl verzehrt ist. Man speist nicht am Tische, sondern am Fußboden; die Reste von den Speisen werden nicht weggetragen, sondern man läßt alles liegen bis zum dritten Weihnachtstage. Bei den Polen wird die Weihnachtstafel ebenfalls drei Tage hindurch nicht abgedeckt.

Man speist in ernster Ruhe, zurückhaltend, wie um die anwesenden Seelen der Verstorbenen nicht etwa zu verleben oder zu töten. In einigen Gegenden laßt man die guten Seelen sogar ausdrücklich zum Totenfeste des heiligen Abends ein. Man tut alles Mögliche, die Seelen anzulocken, und entsezt alles, was die guten Ahnen der Familie hören könnte.

Deshalb auch das Bestreuen des Bodens, der Tische und Bänke mit Stroh. Stroh hat für die Seelen der Verstorbenen, wie für die guten Geister überhaupt, viel Anziehungskraft. Die indoeuropäischen Stämme legten ihre Totenopfer immer auf Stroh, Heu oder Gras und riefen die Seelen ihrer Ahnen an, auf das Stroh zu kommen und das Opfer gütig anzunehmen. Herodot spricht von einem solchen Opfer bei den Persern. Auch die Griechen legten auf den Altar Festias trockenes Gras. Im altindischen Ritus spielte das Stroh eine große Rolle, besonders in den Rig-Veden heißt es: „Väter, nähert euch auf das Stroh, hört und helft uns. Nehmet das Mahl, das auf Stroh ausgebreitet liegt! Nähert euch, speiset die auf Stroh gelegten Gaben und gebt uns das Gute!“ Es tat auch die mittelalterlichen Slawen, so feierten sie den heiligen Abend als Totenfest. Im östlichen Serbien ist es Brauch, daß man beim Totenfeste nach vierzig Tagen vom Ableben eines Angehörigen auf das Grab Stroh hinlegt und darauf das mitgebrachte Essen und Trinken legt, das zum Totenfeste zu bringen überall Brauch ist. Das Stroh zieht die Seelen an, denn sie sind es gewöhnt, auf Stroh Essen zu finden.

Die Wilschtrake am Himmel nennt der Südlawe „Kumova lama“ (das Stroh des Vaters), das ist der Weg, auf dem die Seelen zum Himmel schreiten. Das glauben alle indogermanischen Völker.

Der Erzpirat des Erdkreises

Zur Erinnerung an die Weltumseglung Francis Drakes vor 350 Jahren.

Von Frank Lyskischen.

„Erzpirat des Erdkreises“ nannten mit einem guten Rörne Wahrheit die spanischen Geschichtsschreiber Francis Drake, diesen Sohn eines Matrosen aus der Grafschaft Devonshire, dessen Geburtsjahr man nicht einmal genau kennt, der aber wie eine echte Bullhunde den Spaniern an den Waden nagt und ihnen Millionenwerte zerstückt, andere Millionenwerte seiner jungfräulichen Königin zutrug. Wenn es wahr ist, daß die Sinnesart und das Wesen längst vergangener Vorfahren plötzlich im spätem Enkel wieder aufstehen können, so muß man sagen, daß in Drake die alte Vörmannensseele wieder lebendig wurde, die wilde Streif- und Seefahrerlust der nordischen Seekönige, wie sie einst die Küsten Deutschlands, Frankreichs, Englands und des Mittelmeers mit Grauen verpirrt hatten. Sein Leben rauchte hin wie eine harte stürmische Ballade mit wunderbaren Höhepunkten und einem trüben Ende. Seine hellhörige Entschlossenheit hob ihn bald aus der Menge heraus, mit siebenundzwanzig Jahren befahl er schon ein Schiff, die „Rabitt“ in der Schlacht bei Veracruz, wo des Admirals Hawkins Flotte von den Spaniern fast ausgerieben wurde, er aber seine Fregatte durch Wunder der Tapferkeit aus der Meer rettete. Die nächsten Jahre fuhr er als freier Gegner Spaniens dreimal nach Westindien und schädigte den Feind, mit dem übrigen England noch nicht im offenen Kampfe lag, so sehr und brachte soviel Beute nach Altenglant, daß die Königin Elizabeth 1577 auf seinen Plan einging und ihn mit fünf Schiffen über den Atlantischen Ozean schickte, um durch die Magalhãesstraße an die Westküste des neuen Erdteils zu kommen und dort die spanischen Besitzungen zu brandstählen. Am 15. November (nach anderen am 13. Dezember) verließ er Plymouth. In der durch Magalhães berühmten genordenen Juliansbay überwinterte er und setzte seine Schiffe für die gefährliche Durchfahrt in Stand. Am 20. August lief er in die Straße ein, durchfuhr sie in sechzehn

Tagen, wurde dann aber durch mühsende Westwinde von allen anderen Schiffen getrennt, so daß er für den Rest der Fahrt nur sein eigenes, den „Pelikan“ zur Verfügung hatte. Er entdeckte die Südpazifische Amerika und einige Inselgruppen und fiel dann wie ein Wolf über die silberreichen spanischen Niederlassungen an der Stillen Ozean her. In Valparaiso plünderte er ein großes Silberdorf, in Tarapaca und an anderen Plätzen wurden „800 Pfund Silber, 80 Pfund Gold und wertvolle Kreuze aus Gold und Edelsteinen“ erbeutet; in Callao 1500 Silberbarren, auf dem Wege nach Panama 26 Tonnen Silber, 13 Risten Gold und kostbare Edelsteine. Weil Drake mit Recht fürchtete, daß die Spanier ihm an der Magalhãesstraße aufzulauern würden, entschloß er sich, in westlicher Richtung auf die Gewürzinseln zu den Rückweg zu suchen, vorher aber nach Norden zu fahren und dort nach einer östlichen Durchfahrt zu suchen. Er segelte bis an die Höhe von Oregon und erst, als düsterer Nebel ihn hemmte und das Schiff sich mit Eis überzog, wendete er und lenkte in eine schöne Bucht, wo er im Juli 1579 verweilte, sein Schiff herriedete und mit den Ureinwohnern, die ihn göttlich verehrten, in freundschaftliche Beziehungen trat; es ist wahrscheinlich, und die meisten Beurteiler nehmen das auch an, daß Drake damals an der Stelle vor Anker lag, an der jetzt San Francisco seine Völkchenlager in die Höhe reckt. Keine Bucht paßt besser auf seine Beschreibung als die berühmte „Goldene Bucht“. Am 23. Juli segelte Francis Drake in westlicher Richtung ab und lag am 4. November vor Ternata, auf Schilola. Im Januar 1580 strandete er beinahe mit all seinen Schätzen an der jacksons Küste von Celebes, landete noch auf Java und am Kap der guten Hoffnung, kam glücklich durch die spanische Zone und ließ am 5. November 1580 in Plymouth den Anker fallen. Am 4. April 1581 war Drakes Ehrenlag, die jungfräuliche Königin besuchte ihn auf seinem „Pelikan“, der an der unteren Themse ankerte, als mit ihm und schlug ihn zum Ritter. Seitdem war der ehemalige Matrose Englands Admiral. 1585 ließ er mit dreißigtausend Fregatten aus und kam nach neun Monaten mit einer Beute von 800 000 Pfund Sterling Wert zurück, er hatte zahlreiche spanische Städte, Faktoreien und Festungen in den Kolonien zerstört. Und nun kam die verhängnisvolle Gräber im Eskorial Philipp II. seine Armada gegen England. Drake griff schon in Cadix eine Meile weit an, und an der Vernichtung der spanischen Flotte im Kanal hatte er neben der Witterung den größten Anteil. Dies war die Höhe seines Lebens, seine späteren Unternehmungen hatten kein Glück, möglich, daß er eingetrostet war, möglich, daß die Spanier gelernt hatten, solchen plötzlichen Freiheitsangriffen gegenüber gerüstet zu sein. Auf einem Flottenzuge der Präsidenten Don Antonio auf den Thron von Portugal ziehen sollte (man kennt wohl die englischen Thronbestrebungen ja zur Genüge), kam er mit dem Führer der Landtruppen in Streit, und die Sache mißriet. Als 1594 eine großangelegte Beutefahrt in die Gegend, wo er in der Zeit seiner blühenden Jugend den goldenen Weizen gemäht hatte, recht schlecht ausfiel, und mit einem bösen Mißerfolg endete, übermannte den Jüngling, mit der Mischal fahrenden ein Fieber, dem er auf offener See an der Höhe des Hafens von Portobello (das er einst auch brandstachelt hatte) erlag. In einem Weisung senkte man ihn in das gestrige Meer, das er jahrzehntelang gemeistert hatte.

Wie muß sich dieser wilde Seemann wundern, daß ihn in Deutschland eine Stadt in Stein ausbauen ließ und ihn auf einem hübschen Platz aufstellte. Da steht er und beschaut sich verumtort das Städtchen, die muntere Königin und den blauen Schwarzwald. Das war 1853, in der Reaktionszeit, als man keine deutschen Kriegshelden und keine Politiker auf Postamenten stellen durfte. Deshalb nahm man den englischen Matrosen und Seehelden und stellte ihn hin, er war nicht anfällig auf Europa gebracht. Und als sich später herausstellte, daß dies nicht einmal wahr war, stand er nun einmal da und wartet bis heute auf jemand, der ihm sagen kann, weshalb gerade in Deutschland, weshalb in Offenburg an der Königin Francis Drake stehen muß, der „Erzpirat des Erdkreises“.

Etwas über die Chrysantheme

Von Hans Ernst Gehrke.

Die Chrysantheme, die Nationalblume der Japaner, die sich auch bei uns großer Beliebtheit erfreut, ist eigentlich chinesischen Ursprungs. Von Hans aus eine gewöhnliche Feldblume, wurde dann aber durch mühsende Westwinde von allen anderen Schiffen getrennt, so daß er für den Rest der Fahrt nur sein eigenes, den „Pelikan“ zur Verfügung hatte. Er entdeckte die Südpazifische Amerika und einige Inselgruppen und fiel dann wie ein Wolf über die silberreichen spanischen Niederlassungen an der Stillen Ozean her. In Valparaiso plünderte er ein großes Silberdorf, in Tarapaca und an anderen Plätzen wurden „800 Pfund Silber, 80 Pfund Gold und wertvolle Kreuze aus Gold und Edelsteinen“ erbeutet; in Callao 1500 Silberbarren, auf dem Wege nach Panama 26 Tonnen Silber, 13 Risten Gold und kostbare Edelsteine. Weil Drake mit Recht fürchtete, daß die Spanier ihm an der Magalhãesstraße aufzulauern würden, entschloß er sich, in westlicher Richtung auf die Gewürzinseln zu den Rückweg zu suchen, vorher aber nach Norden zu fahren und dort nach einer östlichen Durchfahrt zu suchen. Er segelte bis an die Höhe von Oregon und erst, als düsterer Nebel ihn hemmte und das Schiff sich mit Eis überzog, wendete er und lenkte in eine schöne Bucht, wo er im Juli 1579 verweilte, sein Schiff herriedete und mit den Ureinwohnern, die ihn göttlich verehrten, in freundschaftliche Beziehungen trat; es ist wahrscheinlich, und die meisten Beurteiler nehmen das auch an, daß Drake damals an der Stelle vor Anker lag, an der jetzt San Francisco seine Völkchenlager in die Höhe reckt. Keine Bucht paßt besser auf seine Beschreibung als die berühmte „Goldene Bucht“. Am 23. Juli segelte Francis Drake in westlicher Richtung ab und lag am 4. November vor Ternata, auf Schilola. Im Januar 1580 strandete er beinahe mit all seinen Schätzen an der jacksons Küste von Celebes, landete noch auf Java und am Kap der guten Hoffnung, kam glücklich durch die spanische Zone und ließ am 5. November 1580 in Plymouth den Anker fallen. Am 4. April 1581 war Drakes Ehrenlag, die jungfräuliche Königin besuchte ihn auf seinem „Pelikan“, der an der unteren Themse ankerte, als mit ihm und schlug ihn zum Ritter. Seitdem war der ehemalige Matrose Englands Admiral. 1585 ließ er mit dreißigtausend Fregatten aus und kam nach neun Monaten mit einer Beute von 800 000 Pfund Sterling Wert zurück, er hatte zahlreiche spanische Städte, Faktoreien und Festungen in den Kolonien zerstört. Und nun kam die verhängnisvolle Gräber im Eskorial Philipp II. seine Armada gegen England. Drake griff schon in Cadix eine Meile weit an, und an der Vernichtung der spanischen Flotte im Kanal hatte er neben der Witterung den größten Anteil. Dies war die Höhe seines Lebens, seine späteren Unternehmungen hatten kein Glück, möglich, daß er eingetrostet war, möglich, daß die Spanier gelernt hatten, solchen plötzlichen Freiheitsangriffen gegenüber gerüstet zu sein. Auf einem Flottenzuge der Präsidenten Don Antonio auf den Thron von Portugal ziehen sollte (man kennt wohl die englischen Thronbestrebungen ja zur Genüge), kam er mit dem Führer der Landtruppen in Streit, und die Sache mißriet. Als 1594 eine großangelegte Beutefahrt in die Gegend, wo er in der Zeit seiner blühenden Jugend den goldenen Weizen gemäht hatte, recht schlecht ausfiel, und mit einem bösen Mißerfolg endete, übermannte den Jüngling, mit der Mischal fahrenden ein Fieber, dem er auf offener See an der Höhe des Hafens von Portobello (das er einst auch brandstachelt hatte) erlag. In einem Weisung senkte man ihn in das gestrige Meer, das er jahrzehntelang gemeistert hatte.

blühte, entwickelten sie Blumenstempel im Gärtnern zu der vornehmen, farbenreichen Zuzugsblume mit Riesenblüten, wie wir sie heutzutage kennen. Bei den Chinesen galt die Chrysantheme schon in frühen Zeiten als besonders edle und sogar heilige Pflanze, sie führte in der bildreichen Landesprache die symbolische Bezeichnung „Blume des weißen Einfielers“. Der Volksglaube im Reich der Mitte war der Meinung, daß die Menschen, die Wasser aus einem unter einem Weiblich milder Chrysanthemem hindurchfließenden Faden tranken, in den der Blütenstaub gefallen war, sich ein langes Leben sicherten. Daher gilt die Chrysantheme in China auch als Sinnbild der Langlebigkeit. Die wilde Chrysantheme, die in China und Japan heute noch häufig vorkommt, so an den niedrigen Abhängen des Jussigama, weicht von den künstlich gezüchteten, bei uns bekannten Arten erheblich ab. Erst wenn man beide nebeneinander sieht, erkennt man die Entwicklung der einfachen Feldblume. Allerdings hat die vornehm genordene „Riku“ (so nennen sie die Japaner) einen Hauptvorzug ihrer einfacheren Schwester eingebüßt, ihren von kaum einer anderen Blume des Ostens übertroffenen herrlichen Duft. Die kleinblumige „Riku“ wird heute noch in Japan als die edelste und als eine heilige Blume angesehen, sie ist auch die Wappenblume der kaiserlichen Familie. Stroh dem neben auch in Japan häufig noch meistens vorbilde großblumige, farbenprächtige Sorten gezüchtet. Während aber der Westländer allein auf die Blüte Gewicht legt, sind für den Japaner Stamm und Blätter von gleich großer Bedeutung. Eine Chrysantheme mag noch so herrliche Blüten tragen, für den Japaner ist sie wertlos, wenn diese Blätter eine mickrige Blätter tragen. Eine blaßfarbene Chrysantheme zu ziehen gilt als das größte Verbrechen, dessen sich ein Gartenkünstler schuldig machen kann.

Auch die kleinblumige ursprüngliche Art wird in Japan so sehr geschätzt wie wohl in keinem zweiten Lande der Erde. Mühsamer tragen die Pflanzen hunderte von kleinen ganz ebenmäßig gemachten Blüten, und außerordentlich reichhaltig ist für den Kenner der Ähnlichkeit einer solchen Chrysantheme, deren zueinander kleine Blüten in Rosa oder Gelb von langen Zweigen herunterhängen.

Zur Zeit der Tokugawa-Regierung führte die Vorliebe des Volkes für die Chrysantheme zur Einführung sogenannter „Rikuningsio“ oder „Chrysanthemum-Puppenpiele“. Hierbei verordnete man die Blüten der Nationalblume, nach Größe und Farbe entsprechend auszuwählen, um aus ihnen die Rostime der Schauspieler herzustellen. Die hohen Kosten haben veranlaßt, daß diese Chrysanthemum-Puppenpiele fast völlig verschwunden sind, aber noch heute findet alljährlich im Herbst in Tokio eine Ausstellung betriebliger Rostime statt.

Aus den Blütenblättern bereitet der Japaner eine Art Salat, während die eigentlichen Wurzeln gebacken werden und als wohlwollender Becherrichten gelten.

Die Chrysanthemengacht ist ein sehr beliebter Zeitvertreib der besser gestellten Kreise. Auf dem flachen Lande sind oft große Gärten mit dieser Lieblingsblume der Japaner bestellt, aber auch in der Großstadt besitzt jeder, der es sich irgendwie leisten kann, ein mehr oder weniger großes Stück Land, auf dem er dieser seiner Lieblingsblume nachgeht. Die Weiden sind befruchtet, möglichst neue, immer eigentümliche Formen und Farbmischungen zu erzielen, und die Armen kaufen sich einen Topf mit einer „Riku“, um sich am Waschen und Blühen der heiligen Pflanze zu erfreuen.

Der Japaner hält eben an den Traditionen seiner Väter, und sei es auch nur die Liebe zu einer Blume, in ganz anderem Maße ist, als wir Europäer mit unserem „Tempo der Zeit“.

Die Chrysantheme in Europa

Der Totensonntag naht und mit ihm die Zeit, da wir die Gräber mit Chrysanthen schmücken. Der Brauch ist bei uns so eingebürgert, daß wir ihn allgemein für eine Überlieferung aus früheren Jahrhunderten halten, und doch sind es kaum sechzig Jahre her, daß die erste Chrysantheme ein Grabmal schmückte. Das war um 1870, als Europa mit Japan in nähere Berührung kam. Auch vor dem wurden wohl Chrysanthen gezeichnet, doch galten sie als große Seltenheit. 1789 soll der französische Kapitän Blaneard die erste Chrysantheme aus China mitgebracht haben. Er pflanzte sie mit Sorgfalt und erhielt im Laufe der Jahre einen kleinen Nachwuchs, den er aber eifriglich bewachte und von dem er nie ein Exemplar an